

Kapitel 1: Erwachen



Das erste Aufwachen nach dem Sterben war immer das schlimmste.

Ich kannte mich da aus, also war ich darauf eingestellt. Die brüllenden Kopfschmerzen, der Würgereiz, die Schwellung in Hals und Rachen, alles – wie immer. Und es hatte wieder nicht geklappt – wie immer. Ich schlug die Augen auf, und auch das, was ich sah, war – wie immer.

Nicht, dass ich schon einmal in genau diesem Krankenzimmer gelegen hätte. Aber die sahen wirklich alle gleich aus: weiße Wände, weiße Decke, viele Steckdosen und sonderbare Anschlussbuchsen in der Wand, spartanisch eingerichtet. Ein Nachttisch, ein Stuhl, ein grauer Spind. Es roch nach frischer Bettwäsche und Desinfektionsmittel.

Auch dieses Mal hatte man meine Handgelenke mithilfe gepolsterter Manschetten am Bettgestell fixiert und den Schwesternnotruf so platziert, dass ich nur den Zeigefinger danach auszustrecken brauchte. Wie immer. Glaubten die denn wirklich, dass ich in meinem Zustand wegrennen würde? Übel zuge richtet durch hektische Maßnahmen grobmotorischer Notfallärzte und mit lediglich einer dieser Papiertüten von Krankenhausnachthemden am Leib? Wussten die

überhaupt, wie es sich anfühlte, einen Gartenschlauch zu schlucken?

Es hatte keinen Sinn, sich darüber zu ärgern oder auch nur darüber nachzudenken. Da musste ich nun einfach durch. Gleich würde ein verdrossen dreinblickender Oberarzt an meinem Bett auftauchen, eine Menge Text absondern und mir mit dem Zeigefinger vor der Nase herumwedeln. Vielleicht in Begleitung eines teegesichtigen jungen Assistenzarztes, der nervös seine Brille auf der Nase hin und her schob, weil eine Begegnung mit einem Selbstmörder teegesichtige junge Assistenzärzte nun einmal nervös machte. Die alten Hasen waren mir lieber, die besaßen zumindest eine gewisse Routine.

Ich hatte meinen Finger schon auf den Schwesternrufknopf gelegt, da schwang die Tür auf und ein Wortschwall ergoss sich ins Zimmer. Die Urheberin war eine aufgedrehte, hagere und nicht mehr ganz junge Krankenschwester, die sofort zum Fenster durchstartete, nachdem sie einen Blick auf mich geworfen hatte.

»Oh, die Patientin ist munter und wohlauf, wie wunderbar! Wissen Sie, wir haben fantastisches Wetter, und das nach einer so langen Regenzeit, das wollen wir doch genießen, nicht wahr?«

Sie riss mit einem Ruck die blickdichten Vorhänge zur Seite, und ich kniff meine schmerzenden Augen zusammen. Grelles Sonnenlicht war so ziemlich das Letzte, was ich jetzt brauchte.

Die Schwester baute sich vor meinem Bett auf.

»Hallihallo!«, flötete sie, »ich bin Schwester Millicent, aber alle nennen mich Mizzie!«

Oh, Krankenschwestern besaßen nun also schon

Künstlernamen. Das war beim letzten Mal noch nicht so gewesen.

»Kann ich etwas für Sie tun? Haben Sie Durst? Sie sollten noch etwas schlafen, denke ich, das wäre das Beste für Ihren Kreislauf, Sie sind noch sehr schwach. Ich würde Ihnen ja gern ein Beruhigungsmittel geben, aber nach allem, was Sie geschluckt haben, sind wir erst einmal vorsichtig, nicht wahr? Ich muss Ihren Puls und Ihren Blutdruck messen. Und Ihnen auch ein wenig Blut abnehmen, aber das kennen Sie ja sicher, oder?« Sie kicherte albern.

Als sie die Manschette an meinem linken Handgelenk etwas höher schob, um den Puls zu messen, brachte sie es fertig, den Mund zu halten. Aber die Minute war schnell vorbei.

»Sooooo«, trällerte sie, »das hätten wir schon einmal geschafft. Sind Sie durstig, Liebes?«

»Nein«, log ich. »Könnten Sie mir bitte die Fixierung abnehmen? Ich laufe schon nicht weg.«

»Bedaure, das geht leider nicht. Darüber darf nur der Doktor entscheiden.«

»Und wenn ich zur Toilette muss, was dann?«

»Oh, keine Sorge, wir haben Ihnen einen Blasen-katheter gelegt. Für den Fall der Fälle.« Sie zwinkerte mir fröhlich zu.

Autsch. Jetzt, wo sie es sagte, merkte ich es auch.

»Schlafen Sie noch ein wenig. Sie haben einiges hinter sich, die Ruhe wird Ihnen guttun. Der Doktor wird nachher noch nach Ihnen sehen.«

Und damit strebte Schwester Mizzie der Tür zu; ihre Vorstellung bei mir war zu Ende.

»He!«, rief ich ihr hinterher. »Wie soll ich denn schlafen, wenn mir die Sonne ins Gesicht knallt?«

»Oh, Verzeihung!« Sie kicherte wieder. »Das haben wir gleich.«

Sie wuselte zurück ans Fenster, zog die Vorhänge zu, und damit war ich sie los.

Ich schloss die Augen. Bei all dem Zeug, das trotz der notärztlichen Maßnahmen in meinen Blutkreislauf gelangt war, würde ich bald wieder wegdämmern. Und dann würde es besser werden.

Kapitel 2: Schaukeln



Wir sind Kinder. Du quetschst dich zu mir auf die Schaukel in unserem Garten. Das Holzbrett, das Papa knallrot lackiert hat, ist viel zu klein für uns beide, doch das stört uns nicht. Die Schaukel quietscht ein bisschen, während wir die Beine baumeln lassen.

Wir beobachten deine jüngeren Schwestern im Sandkasten vor uns. Meine Schwester ist noch zu klein, um mitzuspielen. Sie liegt in den Windeln und schläft den ganzen Tag, wenn sie nicht gerade schreit.

Du sagst, aus Sandkästen hättest du dir nie etwas gemacht. Ich beeile mich, dir zuzustimmen.

»Wenn Sandkasten und Schaukel nicht wären, dann könnte man hier einen super Bolzplatz draus machen«, sage ich.

Du findest die Idee echt toll und siehst mich dabei ganz komisch an. So, als ob du mich auch echt toll finden würdest. Ich schaue schnell weg, weil ich knallrot werde.

So knallrot wie das Schaukelbrett.

Das zweite Aufwachen nach dem Sterben war wie immer angenehmer. Die Kopfschmerzen und die Schwellung im Rachen waren zurückgegangen, der Würgereiz verschwunden. Meine Handgelenkmanchetten und den grauenhaften Katheter hatte man

entfernt. Ein Mann in einem weißen Kittel und mit einem Stethoskop um den Hals lächelte mir zu, als ich die Augen aufschlug. Mitte dreißig oder knapp vierzig, schätzte ich. Nicht unattraktiv mit seinen angegrauten Schläfen und der randlosen Brille. Irgendwie kam er mir bekannt vor. Er machte den Mund auf und zeigte beim Sprechen zwei Reihen makelloser Zähne.

»Guten Abend, Misses Convay. Ich bin Doctor Peter Carson, stellvertretender Chefarzt der Psychiatrie und Neurologie. Wir haben Sie zurückgeholt. Wie fühlen Sie sich?«

»Frustriert.«

»Weil Sie noch leben?«

»Ja.«

»Nun, es war ziemlich knapp. Hätte man uns nicht so schnell gerufen, hätten wir nichts mehr für Sie tun können. Sie hatten Glück.«

Mist! Die Dosierung war also diesmal richtig gewesen. Und nur, weil irgendein Vollhohnk den Notarzt holen musste, lebte ich noch.

»Wer hat mich gefunden?«

»Ihr Ehemann.«

Sam? Unmöglich! »Aber Sam war doch gerade aus dem Haus gegangen. Er wollte zur Arbeit ...«

»Er hatte seine Brieftasche vergessen. Darum kam er zurück.«

Ich hätte Sam nicht heiraten sollen. Dann wäre ich jetzt weg. Ganz weit weg.

»Warum tun Sie sich das immer wieder an, Misses Convay? Und uns?«

»Ihnen? Kennen wir uns denn?«

»Ja, leider. Ihren ersten Versuch vor acht Jahren

habe ich noch in bester Erinnerung.« Doctor Carson nahm seine Brille ab, kratzte sich verstohlen an der Nase und lächelte.

Himmel, der nervöse Assistenzarzt! *Das Teege-sicht!* Damals hatte er Pickel gehabt und schiefe Zähne und keine Sekunde lang stillstehen können. Jetzt war er die Ruhe selbst.

»Was ist mit Ihren Zähnen passiert?«, wollte ich wissen. Nein, wollte ich gar nicht. Ich wollte nur ablenken.

»Jacketkronen.« Das Lächeln verschwand. »Also, Misses Conway, warum versuchen Sie, sich das Leben zu nehmen?«

»Weil ich tot sein will.«

»Was ist denn am Tod so reizvoll?«

Der Kerl ging mir langsam auf die Nerven. Das stand doch hundertprozentig in meiner Krankenakte.

»Ich weiß es nicht, Doctor Carson, ich war noch nie tot.«

Ich zuckte mit den Schultern. Das Sterben selbst war leicht, man schlief einfach ein. Schlimm war nur das Aufwachen, wenn sie einen zurückholten.

»Vielleicht will ich ja gar nicht tot sein. Aber so will ich auf keinen Fall weiterleben.«

»Wie wollen Sie nicht weiterleben?«

»Mit diesem Traum.«

»Einem Albtraum?«

Ich nickte unentschlossen. Eigentlich war es gar kein Albtraum, nur seine letzte Sequenz für mich der blanke Horror.

»Liebe Misses Conway, kein Mensch bringt sich um, weil er schlecht träumt. Sie sind seit Jahren depressiv, geben sich die Schuld an Gescheh-

nissen, die Sie nicht zu verantworten haben. Nein, bitte lassen Sie mich ausreden. Sie müssen endlich begreifen, dass Sie keine Schuld tragen. Warum machen Sie keine Therapie?«

Doctor Carson hatte meine Krankenakte offenbar nicht von Anfang bis Ende gelesen. Ich hatte bereits Dutzende Therapien hinter mir und mein Körper in all den Jahren tonnenweise Antidepressiva verstoffwechselt. Eine Zeit lang war es mir sogar gelungen, recht glücklich zu sein. Zumindest nicht unglücklich. Doch dann kam der Traum zurück.

Anstelle einer Antwort fragte ich nur: »Was werden Sie jetzt mit mir machen, Doctor Carson?«

Der stellvertretende Chefarzt seufzte und fuhr sich mit einer Hand durchs Haar. Er ließ sich auf meiner Bettkante nieder.

»Nun, wir halten uns natürlich an die Standardvorgehensweise, stabilisieren Ihren Kreislauf und stellen Ihre Medikamente neu ein.«

Er sah mich an. »Aber das kennen Sie ja schon. Für einige Wochen werden Sie bei uns bleiben müssen, Misses Convay. Zur Beobachtung.«

Ja, das kannte ich schon. Mehrere Wochen stationäre Freiheitsberaubung, Medikamente nach Stundenplan herunterspülen, Gesprächstherapie mit Ärzten, die ihre Patienten nach dem Gespräch sofort wieder vergaßen, und zwischendurch Schwester Mizzie und ihre vermutlich nicht minder gut gelaunten Kolleginnen ertragen.

»Wozu denn?«, versuchte ich wider besseres Wissen mein Glück. »Medikamente schlucken kann ich auch zu Hause.«

»Wie wir bereits mehrmals feststellen durften – ja.

Genau deshalb werden Sie so lange bei uns bleiben, bis Sie einen erkennbaren Lebenswillen zeigen.«

»Ich will nicht leben.«

»Auch das ist uns bekannt. Hier, nehmen Sie das ein. Neben Ihnen steht ein Glas Wasser.«

Scherzkeks.

Das sogenannte ›Glas‹ war natürlich ein Plastikbecher. Patienten wie mich ließ man nicht mit scharfen Gegenständen im Zimmer alleine, man servierte ihnen auch nichts in Gläsern oder auf Porzellan und schon gar nicht mit Besteck.

»Was ist das?«, fragte ich mürrisch, obwohl ich die Antwort kannte.

»Ein leichtes Beruhigungsmittel«, erklärte Doctor Carson. »Es wird Ihnen beim Einschlafen helfen.« Dann hob er mahnend den Zeigefinger: »Aber es wird Sie keinesfalls umbringen.«

Der Assistenzarzt von einst hatte also bereits gelernt, mit dem Zeigefinger zu wedeln. Er lächelte über seinen eigenen kleinen Witz und erhob sich wieder.

»Morgen werden Sie eine Therapie bei Doctor Goldblum beginnen, Misses Conway. Er ist eine Koryphäe auf dem Gebiet der Traumforschung und sozusagen ein Spezialist für Ihren Fall.«

Für meinen Fall? Was sollte *das* denn bedeuten?

Zum Grübeln kam ich nicht mehr, das Medikament wirkte schnell. Ich sah Doctor Carson gerade noch zur Tür hinaus verschwinden. Dann verschwammen meine Gedanken.

Kapitel 3: Silvester



Wir sind zwölf Jahre alt.

Deine und meine Eltern feiern gemeinsam den Jahreswechsel unten im Wohnzimmer. Meine kleine Schwester haben sie bereits ins Bett verfrachtet, uns restliche Kinder in mein Zimmer. Sie haben uns den großen Fernseher hineingestellt und uns mit Kartoffelchips und Limonade versorgt.

Das Silvesterprogramm ist öde, wir schauen ›My Fair Lady‹. Kurz vor Mitternacht soll der Film aus sein. Wir haben gewettet, dass deine Schwestern nicht so lange durchhalten werden – und beide gewonnen. Die kleine Lizzie ist schon vor Stunden auf meinen Schoß gekrabbelt, um sich an mich zu kuscheln. Nun atmet sie tief und gleichmäßig. Kelly ist in deinem Arm eingeschlafen.

Jetzt hören wir die ersten Böller, es ist gleich so weit. Als die Erwachsenen im Wohnzimmer anfangen zu johlen, legst du mir einen Arm um die Schulter und drückst mir einen Kuss direkt auf den Mund.

Ich bin völlig verdattert und frage dich, warum du das gemacht hast.

»Das macht man eben so«, sagst du.

Warum nur müssen Krankenschwestern ihre Patienten jeden Morgen um halb sechs aus den Betten werfen, obwohl die ärztliche Visite niemals vor neun

Uhr stattfinden wird? Sie machen die Betten, tragen das Frühstück herein und wieder hinaus, und dann wartet man auf den Arzt und ›langweilt sich zu Tode‹, wie man so sagt. Nur tötet Langeweile nicht. Leider.

Meine Stimmung war ziemlich mies, als um halb zehn ein durchschnittlich aussehender Mittfünfziger mit leichtem Bauchansatz und silbrigem Haarkranz mein Zimmer betrat und sich mir als Doctor Hiram Goldblum vorstellte. Er sah ganz und gar nicht aus wie ein ›Spezialist für meinen Fall‹ – eigentlich sah er nicht einmal aus wie ein Arzt: kein weißer Kittel, ausgebeulte Cordhose, kariertes Flanellhemd. Er trug einen gewaltigen Schnauzer, der sein Lächeln jedoch nicht verbergen konnte. Auch seine Augen verrieten ihn.

»Nun, Miss Conway, Sie haben also –«

»Misses.«

»Wie bitte?«

»Misses Conway, nicht ›Miss‹.«

»Oh, Verzeihung. Aber in Ihrer Akte steht doch, Conway sei –«

»Mein Mädchenname, ja. Ich habe ihn bei der Heirat behalten.«

»Ah so. Also, Misses Conway, darf ich Sie Maddy nennen?«

»Nein! Das darf niemand, außer ...«

Warum regte ich mich eigentlich so auf? Nur Tom hatte mich so nennen dürfen. Aber das war noch lange kein Grund, Doctor Goldblum anzuraunen.

Der Schnauzer bemühte sich, ein weiteres Lächeln zu verbergen.

»Schon in Ordnung, Misses Conway. Sie haben mächtig Glück gehabt, wissen Sie das? Hätte Ihr Gatte Sie nicht gefunden, dann ...«

»Mein Gatte? Sie wussten also ganz genau, dass ich verheiratet bin!«

Jetzt hatte ich einen Grund, Doctor Goldblum anzuraunen.

»Selbstverständlich. Schließlich bin ich Ihr Arzt und kenne Ihre Akte. Sie haben vier Eheschließungen hinter sich und ebenso viele Selbsttötungsversuche. Gibt es da einen Zusammenhang, oder haben Sie eine bestimmte Affinität zur Zahl Vier?«

»Nein, natürlich nicht«, grollte ich. »Reiner Zufall. Also, warum sprechen Sie mich mit ›Miss‹ an und reden zwei Sätze später von meinem Ehemann?«

»Oh, es war nur ein Test Ihrer kognitiven Fähigkeiten, bitte verzeihen Sie.«

Er kratzte sich verlegen am Kopf. »Ich wollte sehen, wie schnell Sie kombinieren und reagieren können. Ein funktionstüchtiges Gehirn ist Voraussetzung für den Erfolg unserer Therapie.«

»Und, sind Sie zufrieden mit meinem Gehirn?«

Ich war immer noch sauer, andererseits aber auch neugierig. Doctor Goldblum war der erste Arzt in einer langen Reihe von Fachärzten, der eine normale Funktion meines Gehirns immerhin in Betracht zog. Alle anderen hielten mich für komplett meschugge.

»Ja, durchaus zufrieden.«

Diesmal lächelte Doctor Goldblum so breit, dass sich sogar die Enden seines Schnauzers mit anhoben.

»Sie haben Albträume, und ich werde Ihnen helfen, sie loszuwerden. Für meine spezielle Therapie brauchen Sie eine gewisse Kombinationsgabe, Misses Conway, und ich bin überzeugt davon, dass Sie diese besitzen.«

Jetzt war ich wirklich neugierig. Allerdings auch sehr skeptisch.

»Und wie soll das funktionieren?«

»Nun mal langsam mit den jungen Pferden.« Doctor Goldblum hob abwehrend die Hände. »Lassen Sie uns zunächst herausfinden, warum Sie überhaupt Albträume haben. Die wirkliche Ursache zu kennen, wäre von großem Nutzen. Genau genommen ist die Kenntnis der Ursache unabdingbar.«

Den Grund hatte er mit Sicherheit schon in meiner Akte gelesen, aber offensichtlich wollte er ihn von mir hören. Ich gab mir einen Ruck.

»Mein Freund ist tot. Meinetwegen.«

Es entstand eine kleine Pause, in der wir uns nur ansahen. Dann brach Doctor Goldblum das Schweigen.

»Sie haben Ihren Freund getötet?«

»Nein, das nicht ...«

Ich musste mich erst sammeln, bevor ich weiterprechen konnte.

»Aber ich bin schuld an seinem Tod. Also, im Grunde, ja. Ich habe ihn getötet.«

Doctor Goldblum nickte. Zumindest sah es so aus. Vielleicht wackelte er auch nur mit dem Kopf, um ihn nicht schütteln zu müssen. Dann nahm er sich ein Kleenex aus der Box auf meinem Nachttisch und putzte etwas umständlich seine Brille.

»Gut. Erzählen Sie mir von Ihrem Freund. Wie haben Sie sich kennengelernt?«

Verdammt, war das schon lange her. Über zwanzig Jahre.

»Das war in unserem Garten. Toms Eltern und

meine Eltern waren befreundet. Mister und Misses Wheaton besuchten uns damals oft, und eines Tages brachten sie ihre Kinder mit: Thomas und seine beiden kleinen Schwestern.«

»Wie alt waren Sie da?«

»Sieben Jahre. Wir beide.«

»Oh! Eine Sandkastenliebe.«

Gegen meinen Willen musste ich lächeln.

»Wohl eher nicht. Kelly und Lizzie haben im Sandkasten gespielt, aber Tom und ich fanden das albern. Wir hingen einfach nur auf der Schaukel ab und taten so, als ginge uns der Kinderkram nichts an.«

Doctor Goldblum wackelte wieder mit dem Kopf.

»Sie kannten Ihren Freund Thomas also seit Ihrer Kindheit. Gut. Nun erzählen Sie mir bitte von Ihrem Albtraum. Wenn Sie mögen, in allen Einzelheiten.«

Ich seufzte. Eigentlich hatte ich keine große Lust, mich mit meinem nächtlichen Peiniger auch noch tagsüber zu befassen, aber Doctor Goldblum bestand darauf. Also erzählte ich von meinem Traum, von den sieben Sequenzen, die Nacht für Nacht in der gleichen Reihenfolge abliefen: Die Schaukel. Silvester. Das Feld. Murphy. Die Ohrfeige. Der Abschlussball. Der Unfall.

Doctor Goldblum hörte geduldig zu. Wenn er sich Notizen machte, dann nur im Geiste. Schließlich kam er auf die letzte Sequenz zu sprechen.

»Ihr Freund Thomas ist also bei einem Motorradunfall ums Leben gekommen.«

Ich nickte.

»Er war sofort tot, haben meine Eltern gesagt. Genickbruch.«

»Ihre Eltern? Welche Rolle spielen denn Ihre Eltern dabei? Sie sagten doch, Sie seien schuld gewesen am Tod Ihres Freundes. Waren Sie nicht bei Thomas, so wie in Ihrem Traum?«

»Nein, ich war nicht einmal in England. Ich hatte ein Stipendium in den Staaten erhalten und studierte Wirtschaftswissenschaften. Meine Eltern haben mir absichtlich Toms Tod verschwiegen, bis ich alle Klausuren des Semesters hinter mich gebracht hatte. Darum konnte ich auch nicht zur Beisetzung kommen, ich wusste nichts davon. Meine Eltern hatten auch Mike gebeten, mir nichts zu erzählen.«

»Mike?«

»Michael Parrish. Toms bester Freund. Er war auch mein Freund. Und später mein Ehemann.«

»Er war? Was ist denn passiert?«

»Er ist tot. Kurz nach unserer Heirat ist er mit dem Motorrad von der Straße abgekommen und in einen Wald gerast. Hatte sich regelrecht um einen Baum gewickelt.«

Doctor Goldblum strich sich gedankenvoll über seinen Schnauzer.

»Hm. Also sind Michael Parrish und Thomas Wheaton auf ganz ähnliche Weise ums Leben gekommen. Aber schuldig fühlen Sie sich nur am Tod Ihres Jugendfreundes, nicht im Fall Ihres verstorbenen Ehemannes. Können Sie mir das bitte näher erklären, Misses Conway?«

»Das ist kompliziert, Doctor Goldblum.«

Nein, das war es eigentlich nicht. Für mich jedenfalls war die Erklärung sehr einfach, ein Resultat von Ursache und Wirkung. Ganz simpel. Aber ich

fühlte mich elend und erschöpft und bat um eine Pause.

Doctor Goldblum zögerte, nickte dann aber verständnisvoll und verabschiedete sich ohne Hektik. Ich sah ihn an diesem Tag nicht wieder.

Doch in der Nacht waren sie alle wieder da. Tom, Mike und die anderen.